

einem Kaktus abgestützt: »Es hatte dermaßen wehgetan, dass er nur noch fortwollte. Doch der erstickte Schmerzensschrei hatte vielleicht einen falschen Eindruck von seinen Gefühlen gegeben.«

Der Griff in den Kaktus pointiert das Absurde dieser über die Kriegsjahre brieflich aufrecht erhaltenen Beziehung, über die es zuvor schon hieß: »Angela hatte vielleicht geglaubt, dass auch sie inmitten von all dem Patriotismus etwas ganz Persönliches haben müsse, das sie verlieren konnte, und der Major, dass er doch wenigstens einen einzigen Grund zum Überleben brauchte.«

So hätte die Ehe der beiden auf einem Kaktus und zwei Irrtümern beruht, wenn sie denn jemals zustande gekommen wäre. Doch in den *Troubles* kommt nichts mehr zustande, fügt sich nichts mehr zusam-

men, weil alles, was hier auf einander zu strebt, sich in Slapstick-Manier auf den endlosen Fluren und ungezählten Treppen des verfallenden *Majestic* verirrt und so aneinander vorbeiläuft. Während Bánffy's Gestalten die Schrift an der Wand nicht zu lesen vermögen, wirkt das Menetekel bei Farrell auch für jene Europäer fort, die den Granaten des Kriegs entkommen oder ihnen niemals nahe gekommen sind.

*James Gordon Farrell: Troubles (Deutsch von Manfred Allié). Matthes & Seitz, Berlin 2013, 540 S., 24,90 €.* – *Miklós Bánffy: Die Schrift in Flammen (Aus dem Ungarischen und mit einem Nachwort von Andreas Oplatka). Zsolnay, Wien 2012, 799 S., 27,90 €.* – *Ders.: Verschwundene Schätze (Aus dem Ungarischen und mit einem Nachwort von Andreas Oplatka). Zsolnay, Wien 2013. 574 S., 27,90 €.*



**Ulrich Baron**

(\*1959) ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de

*Hanjo Kesting*

## Leben und Ansichten von Tristram Shandy, Gentleman

### Laurence Sterne: Gedenkblatt als Leseempfehlung

In der Geschichte der Literatur gibt es kein Werk wie *Leben und Ansichten von Tristram Shandy, Gentleman* von Laurence Sterne. Ein Buch im Wesentlichen ohne Vorläufer und Nachfolger, keiner Schule angehörig, »outstanding« im Sinne des Wortes. Es erschien in neun Bänden zwischen 1759 und 1767, »work in progress« in fünf Lieferungen. Ob es als abgeschlossen zu betrachten ist oder als gewaltiges Fragment, ist unter den Philologen umstritten. Sein Autor Laurence Sterne wurde vor 300 Jahren im irischen Clonmel geboren.

*Tristram Shandy* machte Sterne über Nacht berühmt, nicht nur in England, sondern auch in Frankreich und Deutschland. Voltaire rief ihn zum zweiten Rabelais aus, Lessing erklärte, für ein weiteres Buch dieses Autors fünf Jahre seines Lebens zu geben. Und noch 1963 verkündete Arno Schmidt: »Auch heute noch, nachdem er sich zweihundert Jahre in der Lesewelt befindet, gilt von LAWRENCE STERNE *The Life & Opinions of Tristram Shandy, Gent.* das Urteil, daß es zu den zehn größten Büchern gehöre, die bisher in englischer

Sprache geschrieben worden sind.« Dabei ist es ein merkwürdiges, verwirrendes Buch, sprunghaft, verspielt, geistvoll, weit-schweifig und abwechslungsreich, zwei-deutig, nicht selten obszön, ein veritables Leseabenteuer, das aber nicht nach dem Muster des Abenteuerromans mit Span-nungsreizen operiert. Wer eine Handlung des Buches angeben sollte, sähe sich in Verlegenheit. Wer es auf die Theaterbühne bringen wollte (heute entgeht kaum ein Prosawerk diesem Schicksal), müßte da-raus ein geisterhaftes Spiel im Stil des spä-ten Beckett machen. Völlig undenkbar aber scheint es, ein Buch wie dieses, worin es so gut wie keine äußere Wirklichkeit gibt, zu verfilmen (auch wenn Michael Winter-bottom den Versuch dazu gemacht hat). Der Film ist ein episches Medium, dazu bestimmt, eine Fülle von äußerer Wirk-lichkeit abzubilden oder in sich aufzuneh-men. *Tristram Shandy* besteht aber eigent-lich nur aus Reflexion und innerem Leben.

Das Buch kommt mit wenig Personal und nur zwei Hauptfiguren aus: Walter und Tobias Shandy, Vater und Onkel des Ich-Erzählers, sonderlingshaft verschro-bene Menschen, die in irgendeinem Win-kel der englischen Provinz ihren Liebha-bereien und Sandkastenspielen nachge-hen, ganz im Windschatten der Geschich-te. Die beiden scheinen in einer ähnlichen Wahnwelt zu leben wie in Cervantes' Ro-man der Ritter Don Quijote, der als hoch-herziger Narr in die Welt hinausreitet und schmerzhaft mit ihr zusammenstößt – sprichwörtlich ist sein Kampf mit den Windmühlen –, aber Walter Shandy und Onkel Toby reiten lediglich ihre privaten Steckenpferde, von keiner Realität korri-giert und wohl auch gar nicht korrigierbar. Onkel Tobys Steckenpferd ist der Festungs-bau, der ihm so unablässig im Sinn liegt, dass er kein Gespräch führen kann, ohne bereits nach zwei Sätzen darauf zu verfal-len. Sein Bruder Walter Shandy, Tristrams Vater, ist dagegen ein Kopfmensch, der ständig Theorien ausbrütet und das wirk-

liche Leben in das Korsett seiner Begriff-lichkeit einzuzwängen sucht.

Der Titel des Buches lässt eine fiktive Autobiografie erwarten, in Wirklichkeit erfährt der Leser aber nur wenig über das Leben des Titelhelden. Im ersten Buch wird Tristram gezeugt, im dritten geboren, im vierten getauft, im fünften durch ein herab-fallendes Schiebefenster unfreiwillig be-schnitten. Im sechsten Buch beschließen die Eltern, ihrem Sohn ein

paar Hosen anpassen zu las- *Spiel mit der Zeit*

sen. Dann wendet sich die Erzählung den Feld- und Liebeszügen von Onkel Toby zu. Daraus folgt, dass Tristram den ganzen Roman hindurch nie so recht aus dem Kindesalter hinauskommt. Die hier skizzierte Chronologie wird allerdings immer wieder durchbrochen, ja in ihr Ge-genteil verkehrt durch Sternes Erzähltech-nik der permanenten Abschweifung. Sie folgt der Maxime, dass der wahre Reiz ei-nes Romans, seine eigentliche Poesie, nicht in der Handlung liegt, sondern in der Un-terbrechung der Handlung. Der Hand-lungsfaden reißt nicht nur sehr oft, er kann sich auch verwirren, verwickeln oder in umgekehrter Reihenfolge abrollen, so dass die erzählte Zeit mutwillig und nach er-zählerischem Gutdünken durcheinander-gewirbelt wird. Es gibt kein zeitliches Kon-tinuum, nur Fragmente von Leben.

Alle konventionellen Vorstellungen von einem Roman werden aus den Angeln ge-hoben, etwa wenn man liest: »Ich bin die-sen Monat ein ganzes Jahr älter als heute vor zwölf Monaten. Und da ich, wie Ihr seht, beinahe bis zur Mitte des vierten Bandes gediehen bin – und doch nicht weiter als bis zu meinem ersten Lebenstag – so leuchtet's ein, dass ich schon jetzt drei-hundervierundsechzig Tage mehr von meinem Leben zu schreiben habe als da-mals, wie ich anfang; so daß ich statt mit meinem Werk voranzukommen, wie ge-wöhnliche Schriftsteller pflegen, durch das, was ich daran getan habe – im Gegenteil um ebensoviel Bände zurückgeworfen

werde – sollte jeder Tag meines Lebens so betriebsam sein wie dieser – Und wieso auch nicht? – und sollten die Ereignisse und Ansichten davon ebensoviel Beschreibung in Anspruch nehmen – Und weshalb sollten sie abgekürzt werden? da ich ergo bei diesem Tempo 364mal geschwinder leben als schreiben würde – muß daraus folgen, Ew. Gestrengen, daß ich, je mehr ich schreibe, desto mehr zu schreiben haben werde – und mithin, dass Ew. Gestrengen, je mehr Ew. Gestrengen lesen, desto mehr zu lesen haben werden. Wird das Euer Gestrengen Augen zuträglich sein?«

In solchen Passagen bekommt man einen ersten Eindruck von Sternes Spiel mit der eigenen Erzählweise. Selbst Leser späterer Zeiten, abgebrüht durch moderne Erzähltechniken und vertraut mit James Joyces Bewusstseinsstrom und den Zeitsprüngen William Faulkners, können in dem Labyrinth namens *Tristram Shandy* leicht die Orientierung verlieren. Wenn der Titelheld geboren wird, ist der Roman bereits zur Hälfte fortgeschritten; wenn seine unglückliche Beschneidung erfolgt, sind drei Viertel des Textes absolviert; und der Roman schließt mit Ereignissen, die der Geburt des Helden lange vorausliegen. Hinzu kommt Sternes eigenwillige, von Setzern und Korrektoren gefürchtete Interpunktion; sein virtuoser Gebrauch von Punkten, Doppelpunkten, Gedankenstrichen, bildlichen Symbolen, sogar von kraligen Zeichnungen, dann wieder leere Seiten und die häufige Verwendung von Sternchen als Platzhalter für tabuisierte, nicht druckfähige Wörter.

Sterne denkt nicht daran, sich an die üblichen Regeln für gedruckte Bücher zu halten, er ignoriert sie oder treibt sein Spiel mit ihnen, indem er ganze Kapitel auslässt und sie bei späterer Gelegenheit an passender oder unpassender Stelle wieder einfügt. Einige Kapitel bestehen nur aus einem einzigen Satz, andere werden angekündigt, aber nie geschrieben, seitenlang wird auf französisch oder lateinisch zitiert,

dann wieder lässt der Autor ganze Seiten frei, damit der Leser bestimmte Figuren oder Begebenheiten nach seiner eigenen Laune und Vorstellungskraft ausschmücken kann. Sternes Eigenheit geht so weit, eine ganze Seite schwarz zu bedrücken, die dem Leser in öder

Leere entgegenstarrt, wie ein Vorläufer von Malewitschs »Schwarzem Quadrat«. Eine andere Seite besteht lediglich aus marmoriertem Papier, Sterne nennt sie das »buntscheckige Sinnbild meines Werkes«, vielleicht um anzudeuten, dass es so viele Lesarten des Buches gibt wie Leser und dass es im Prinzip unauslesbar ist.

Die Kunst der Selbstreflexion, der Darlegung der eigenen Erzähltechnik, treibt in diesem Buch die kuriosesten Blüten. Man kann sie mit dem Bewegungsablauf von Zugbrücken mit kugelförmigem Widerlager vergleichen, wie sie in Handbüchern des Festungsbaus beschrieben werden. Onkel Tobys Hobby oder Steckenpferd, der Festungsbau, findet seine Analogie in der Erzähltechnik des Buches. All das gehört zur humoristischen Grundausrüstung des *Tristram Shandy* wie auch die sexuellen Zweideutigkeiten, die bereits Theodor Fontane aufgelistet hat: »Humoristische Behandlung aller möglichen Situationen, die aus dem geschlechtlichen Leben sich ergeben: strammes und unstrammes Ehebett, Witwen-Lüsternheit, Junggesellen-Scheuheit und -Ungeschick, immer vorhandene Schußfertigkeit des Bedienten, Verwandtschaft der ›Kammerjungfern und der Knopflöcher‹, Zynismen eines über der Sache stehenden Philosophen und eines in der Sache stehenden Geburtshelfers, weggeklemmte oder beschädigte Kinder-Genitalien, Elend der Schwäche oder des Unvermögens und begehrenswertes Glück einer großen Nase. Dies, und vieles Ähnliche, der Inhalt.« Die Sexualität ist in *Tristram Shandy* als bestimmende menschliche Kraft erkannt und festgehalten. Aus all dem formt sich die Substanz des Buches oder, unzeit-

## Die Kunst der Zweideutigkeit

gemäß ausgedrückt, seine Humanität. Dieser Humanität wegen hat *Tristram Shandy* vor 250 Jahre die besten Geister Europas und auch der deutschen Nation entzückt:

von Lessing und Lichtenberg über Goethe bis zu Jean Paul. Es war Nietzsche, der für Sterne die bündige Formel fand: »der freieste Schriftsteller aller Zeiten«.



**Hanjo Kesting**

(\*1943) ist Kulturredakteur dieser Zeitschrift. Zuletzt erschien bei Wallstein: Grundschriften der europäischen Kultur. Erfahrung, woher wir kommen.

*Daniel Leisegang*

## Die Säkularisierung des digitalen Zeitalters

Wie kaum ein anderes Unternehmen steht Google für technologischen Fortschritt. Der Konzern arbeitet an fahrerlosen Autos, an Datenbrillen und erst kürzlich gab er bekannt, gemeinsam mit Apple nach Lösungen für die »Herausforderungen des Alterns und der damit verbundenen Erkrankungen« zu suchen.

In ihrem Buch *Die Vernetzung der Welt* gehen auch Eric Schmidt und Jared Cohen der Frage nach, »inwieweit wir den Einsatz neuer Technologien gestalten können, dass er eine Verbesserung und Bereicherung unserer Welt darstellt«. Die Autoren sind digitale Schwergewichte: Eric Schmidt ist *Executive Chairman* bei Google und in Technologiefragen Berater von Barack Obama; Jared Cohen, vormalig Mitarbeiter im Außenministerium unter Hillary Clinton, ist Direktor von Google Ideas, Googles technologischem Think Tank.

Mit ihrer Einschätzung, dass im Jahr 2025 acht Milliarden Menschen online sein und Computer 64 Mal schneller rechnen werden als heute, dürften Schmidt und Cohen nicht ganz falsch liegen. Überaus gewagt ist allerdings ihre daraus abgeleitete These, die voranschreitende Vernetzung werde uns alle nicht nur effizienter, produktiver und kreativer machen, sondern das soziale und politische Zusam-

menleben der Menschen verbessern – und zwar weltweit.

Die Segnungen der Vernetzung würden die Bürger vor allem im häuslichen Bereich spüren: Dank der voll automatisierten Haushaltstechnik erhielten sie deutlich mehr Lebensqualität. Den Feierabend verbrächten sie dank eines Hologeräts an einem virtuellen Palmenstrand; gestresste Eltern könnten damit auch ihre unfolgsamen Kinder auf einen Straßspaziergang durch indische Slums schicken. Dass der Nutzer bei alledem von Geburt an »eine leuchtende Datenspur« hinterlässt, stört die Autoren nur am Rande. Denn die Privatsphäre ist ein Relikt der alten Welt. In der Zukunft würden die Nutzer »in einer Art Gesellschaftsvertrag (...) freiwillig auf einen Teil ihrer Privatsphäre und andere Dinge verzichten, (...) um die Vorteile der Vernetzung nutzen zu können«. Haben die Bürger die neue Offenheit erst einmal akzeptiert, würden auch die Wirtschaft, das Bildungs- und das Gesundheitswesen sowie die Justiz »effizienter, transparenter und demokratischer«. Die Politiker würden »den Druck ihrer vernetzten Bürger zu spüren bekommen, Reformen angehen und sich auf das Digitalzeitalter einstellen müssen.« Selbst in autoritären Staaten ließen sich Korruption, Verbrechen und poli-